



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Salzmann, Erich von: Der neue Sohn des Himmels : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der neue Sohn des Himmels

Von Erich von Salzmann

(Schluß)

Die fremden Besatzungstruppen standen noch an den verschiedensten Punkten der Provinz Tschili. Wo man jedoch hinkam, fand man schon neben ihnen, neuartig ganz in Schwarz gekleidet, chinesische Truppen. Das waren die Turbanträger Quanschikais. Ihre kleidsame einfache Kopfbedeckung gab ihnen den Namen. Der dunkle Ernst ihrer Uniformen stach merkwürdig scharf gegen die letzten bunten zerlumpte Überbleibsel der alten chinesischen Armee ab. Die Leute fühlten sich als Diener ihres Herrn, sie waren stolz und zurückhaltend, ein ganz neuer Schlag Menschen unter den Chinesen. Die Führer waren Juan treu ergeben. Sie wurden prompt bezahlt, sie plünderten nicht, sie rauchten kein Opium, sie bedrückten das Volk nicht, und — sie taten Dienst von morgens bis abends. Wer sich von ihnen schlecht aufführte, dem flog schnell der Kopf herunter. Der große Herr in Tientsin fackelte nicht lange.

So wuchs Juans Macht geradezu unheimlich an. Aber auch auf anderen Gebieten hatte er von den Fremden gelernt. Bis zum Jahre 1902 hatte Tientsin Stadt und den großen zu ihr gehörigen Bezirk eine internationale provisorische Regierung verwaltet. Kein geringerer war ihr Herz und ihre Seele gewesen und hatte sie in geradezu genialer und vorbildlicher Weise eingerichtet, als der jetzige Chef des Generalstabes der deutschen Armee, General der Infanterie von Falkenhayn. Er ist nicht nur ein Meister des Schwertes. Er hat damals zum Staunen der Beteiligten gezeigt, daß er auch außerordentliche Fähigkeiten auf den Gebieten ziviler Verwaltung und Organisation besitzt. Auf dem Ergebnis der schamlosen Mißwirtschaft vieler Jahrhunderte, auf einer innerlich und äußerlich total verrotteten Verwaltung aufbauend, hatte Falkenhayn es verstanden, in kurzer Zeit einen neuen kleinen Musterstaat zu schaffen. Er hatte den größten Teil einer verbrannten und zerschossenen Millionenstadt niedergewissen und eine neue größere, modernen Anforderungen entsprechende Stadt wieder aufgebaut. Es läßt sich hier nicht aufzählen, was da alles in zwei Jahren geschaffen worden war. Riesenhaftes war entstanden, und neues Leben blühte überall. Die Kassen waren gefüllt, und es war nicht schwer für Quanschikai, nun von neuem anzufangen. Juan kann heute Falkenhayn viel danken, denn nur an Falkenhayns Schöpfung anknüpfend, war es ihm nun

auch seinerseits möglich, mit all dem fürchterlichen Wust chinesischer Überlieferung rücksichtslos zu brechen und modern zu wirtschaften. Jahre segensreichen Schaffens vergingen auf diese Weise. Juan festigte seine Position immer mehr. Die Zahl seiner Anhänger wuchs ins Riesenhafte, den Machthabern in Peking wurde der Mann unheimlich. Ging das so weiter, so war vorauszusehen, daß er eines Tages den sowieso wackeligen Thron stürzen und sich selbst auf den neu aufgerichteten setzen würde. Ein solcher Fall wäre ja nicht der erste in der chinesischen Geschichte gewesen. So setzte die Intrige ein. Die Wühlarbeit der um die Kaiserin-Witwe sitzenden Prinzenclique — durch Jahrhunderte alte Erfahrung gewizigt wie keine andere Hofdamarilla — vermochte den großen Mann nicht ganz zu stürzen. Seine Amtsführung war unangreifbar. Der Fuchs war zu schlau gewesen, sich auch nur die geringste Blöße zu geben. Es war nicht leicht, ihn zu beseitigen, aber es gelang doch. Das Unerhörte geschah. Juan, der keines der großen Konkurrenzexamina auch nur als letzter zu bestehen vermocht hatte, wurde eines Tages gewürdigt, als Großsekretär in den Pekingener Staatsrat berufen zu werden. Um ihm die Pille zu ver-zuckern, berief man zu gleicher Zeit seinen schärfsten politischen Gegner, den ersten Literaten des Reiches, den zugleich reaktionären und doch fortschrittlich gesinnten Vizekönig von Fukwang, Tschangtschitung, in den gleichen Staatsrat nach Peking. Man stellte auf diese Weise mit einem Schläge die beiden politisch mächtigsten Männer des Reiches kalt, sperrte sie in den goldenen Käfig, hezte sie damit aufeinander und entkleidete sie jedenfalls aller realen Machtmittel. Dem Juan nahm man sein Heer, seine ureigenste Schöpfung fort, und übergab sie dem reaktionären mandschurischen Kriegsminister Tschiang. Durch diesen Schlag schaltete man auch diesen letzteren schwerwiegenden Faktor glatt aus. Das Heer zählte nicht mehr.

Theoretisch arbeiteten die beiden großen Männer in Peking ein umfassendes Reformprogramm für alle Gebiete der Staatsverwaltung und des Reiches aus. Solche theoretische Ausarbeitungen machen sich in China stets wundervoll. Sie sind wie die Heeresbefehle Joffres. Wenn alles das einträte, was in ihnen versprochen wird, dann hätten wir bald das Paradies auf Erden. Sie wirken auch wie Joffresche Tiraden, alles ist begeistert, und hinterher ist — nichts.

Die Wühlarbeit gegen Juanschikai ruhte trotzdem nie. Sein Sprecher bei Hofe war der damals mächtigste Mann des Reiches, der Senior des kaiserlichen Hauses, Tkuang, Prinz von Tsching. Wiederum vergingen zwei Jahre. Die Alte auf dem Throne regierte nach probatem Mittel: Divide et impera. Sie war klüger als die meisten ihrer Zeitgenossen und dachte im übrigen wahr-scheinlich: Nach mir die Sintflut. Mögen meine Nachfolger für sich selbst sorgen.

1908 starb sie und mit ihr — auf heute noch nicht aufgeklärte Weise — der Kaiser Kwangsi. Das Durcheinander des damals noch vollkommen mittelalterlichen Hofes war geradezu entsetzlich. Der Kampf der Prinzen und Hofparteien tobte, alle Mittel waren wieder einmal gerecht. Die Alte hatte wohl

weniger an das Wohl ihres Reiches gedacht, als an das ihrer eigenen Familie. Sie ist aus dem Stamme Jehonala der Mandſchus und dachte, den Sprossen dieses Stammes die Macht zuzuwenden. Sie hatte klare Bahn gemacht, indem sie Kwangſü aus dem Wege räumen ließ. Ihre Wahl führte den Enkel ihrer leiblichen Schwester, den Sohn des Prinzen Tſchun und der Tochter Junglus auf den Thron. Ein unmündiges Kind war damit der neue Sohn des Himmels. Das Unglück wurde geradezu heraufbeschworen. Die Partei des Prinzen Tſching und Quanschikais war kaltgestellt, denn der Vater des Kaisers war der Halbbruder Kwangſüs, der seinerzeit gerade durch Quanschikais Verrat auf dem Inſelpalaſt zu freudlosem Dasein interniert worden war. Der Vater des Kaisers war zugleich Reichsverweser, er ist auch in Deutschland wohlbekannt. Es ist der Sühneprinz Tſchun, der im Jahre 1901 die Entschuldigungen für die Ermordung des deutschen Geſandten von Kettler in Potsdam vorzubringen hatte. In seinem kaum entzifferbaren Testament hatte der sterbende Kwangſü seinem Bruder Tſchun geboten: „Räche mich an Quanschikai!“

Für Peking gab es damals bange Monate des Wartens. Die Eingeweihten wußten, daß durch die Neubesezung der großen Staatsämter Quans Stunde geschlagen hatte. Im Januar 1909 traf ihn der Bannstrahl der Ungnade. Durch kaiserliches Edikt nahm der Reichsverweser ein Gesuch Quans um Entlassung aus allen seinen Ämtern an. Zugleich wurde er angewiesen, sein „Beinleiden“ in seinem Heimatsorte in der Provinz Honan auszukurieren. Man warf ihn einfach, wie einen lästigen Nichtstuer, hinaus. Das war der Dank des mandſchurischen Kaiserhauses für Quans viele dem Vaterlande geleisteten Dienste. Kein Hund hätte noch ein Stück Brot von ihm genommen, kein Straßenkuli auch nur einen Kupferkäscht mehr für sein Leben gegeben. Auch der alte Prinz Tſching schien ihn nicht retten zu können. Nur wenige Leute von Quans Leibgarde blieben ihrem Herrn treu. Quans floh nach Tientsin und stieg dort unerkannt im Hotel der Fremden ab. Der Bizkönig sollte ihm helfen, er war seine Kreatur. Der versagte sich ihm. Dankbarkeit ist in China unbekannt. Der Chinese ist der schlimmste Opportunist und Materialist. Alles schien verloren. Quans reiste nach Peking zurück. Er war ein gebrochener Mann. Die Stadt war voller Gerüchte. Orientalische Großstädte haben in ganz anderer Weise Augen und Ohren für die Geschehnisse des Tages, wie unsere Städte. Niemand half dem Verlassenen. Niemand kannte ihn mehr. An einem trüben Januarmorgen stand er fast allein auf dem Chienmen-Bahnhof und bestieg einen nach Südwesten gehenden Extrazug, um in seine Heimat zu reisen. Nur zwei Leute sahen ihn dort. Der eine war sein Freund Sunpautſchi, bis dahin Geſandter in Berlin, und ein deutscher Journalist, Dr. M. Krieger, welcher durch Zufall Kenntnis von der Stunde der Abreise bekommen hatte. Bis zur letzten Minute glaubte man allgemein, daß ein Attentat es gnädig mit dem Gestürzten machen würde. Jedoch das Schicksal hatte Größeres mit diesem Manne vor. Es verschonte ihn; er hatte Jahre Zeit, sich in seiner

Heimat zu sammeln. Der Volksmund sagte damals, er führe das Leben eines einfachen Landmannes, der Sincinatti Chinas. Doch Juan war nicht still. Auch in dieser Zeit ließen die politischen Fäden in seiner Hand zusammen. Ständig gingen die Boten hin und her. In Peking hielt unterdessen sein ältester Sohn, Quankoting, die Wacht für ihn.

In den Jahren bis zu seiner Verbannung habe ich Juan mehrfach in Peking gesehen. Er war hagerer im Gesicht geworden. Die Haare fingen an, leicht zu ergrauen, die Stirn hatte Falten bekommen, nur die bezwingenden Augen brannten im alten Feuer. In seiner Kleidung war er oft merkwürdig vernachlässigt. Als er Peking verlassen hatte, fügte es sich, daß ich mit seinem Lieblingssohne Quankoting sehr oft in Berührung kam. Ich bin in dieser Zeit viel in dem dem alten Juan gehörenden Hause nahe dem östlichen Blumentor der kaiserlichen Stadt gewesen. Es ist einer jener großen aber doch nicht sehr weitläufigen Yamen, der in seinem Innern zahlreiche, durch Galerien verbundene Häuser, Felsengärten und kleinere Höfe aufweist, wo Quanschikai und seine Familie, wenn sie in Peking weilten, wohnten. Der älteste Sohn des jetzigen Kaisers ist ein sehr intelligenter, wenn auch nervöser Mensch. Er besitzt eine außerordentliche Lernbegier und hat sich zu diesem Zwecke eine sehr umfangreiche und gediegene Bibliothek europäischer Schriftsteller zugelegt. Unter diesen Werken fand ich viele unserer großen Militärschriftsteller. Clausewitz und Moltke, sogar Friedrich der Große waren vertreten. Einem Chinesen fehlt aber leider jegliche Grundlage zum Studium der Gedanken dieser großen Geister. Militärisch-strategische Ausführungen sind dem Chinesen genau so fremd, wie uns die Irrwege und merkwürdigen Mittel orientalischer Politik. In meinen Unterhaltungen mit dem jungen Juan, die wir neben unseren Sprachstudien oft führten, fand ich daher bald heraus, daß ihm die Auffassung, die wir von Vaterlands-  
liebe und Hingabe unseres Besten für das Vaterland haben, fremd blieb. Dieser Lieblingssohn Quanschikais hatte später das Unglück, sich bei einem Sturz mit dem Pferde einen schweren Schädelbruch zuzuziehen, der sehr schlecht ausgeheilt wurde. Im Winter 1913/1914 versuchte er — zu spät allerdings — hier in Deutschland Heilung, eventuell durch chirurgischen Eingriff. Der drohende Weltkrieg zog ihn vorzeitig nach seiner Heimat zurück. In der Zeit meines Verkehrs mit ihm habe ich oft in seinem Hause die Männer gesehen, die jetzt wieder um Quanschikai sitzen und seine treuesten Stützen sind.

Die Zeit ging unterdessen ihren Lauf. In den Jahren 1909, 1910 und 1911 wirtschaftete der schwache Prinzregent vollkommen auf Abbruch. Die Zustände bei Hofe kann man wohl ruhig als schamlose bezeichnen. Weiber, besonders aber die Pest Chinas, die Eunuchen, eine unglaubliche Zahl ruchloses Gefindel von Hofbediensteten, habgierige Prinzen und Beamte, und nicht zum wenigsten europäische Charlatane aller Nationen, spielten eine gewisse Rolle, was in China gleichbedeutend ist mit schnellem Geldverdienen. Riesenkonzessionen wurden an Unwürdige verschleudert, das Geld lag wirklich in Peking manchmal

auf der Straße. Die Weiberwirtschaft in der Stadt und auch an vielen anderen Punkten des Reiches stieg ins Unglaubliche. Niemand schien mehr an die Zukunft zu denken, nach dem Prinzip: Laßt uns leben und lustig sein, denn morgen sind wir tot. Der Knochenmann ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Die Eingeweihten wußten es längst, daß man in China auf einem Vulkan tanzte. Die Revolution stand vor der Tür.

Im Herbst 1911 brach sie aus und fand ein schwaches Geschlecht. Die Mandchsus und ihr Anhang, die jämmerlichen Nachkommen großherziger Erboherer, wurden in wenigen Monaten hinweggesetzt. Mich selbst traf die Nachricht des Ausbruchs der Revolution im innersten Sumatra, im Hochgebirge, wo ich Heilung von schwerem Tropenfieber suchte. Mit allen Möglichkeiten reiste ich nach Norden. Mein Weg führte mich über Padang, die Nordspitze Sumatras, nach Penang, Singapore, Hongkong und schließlich Schanghai. Als dort unser Dampfer morgens einlief, erlebten wir gerade den großen Augenblick, als die chinesische Kriegsflotte das gelbe kaiserliche Drachensbanner niederholte und zum fünfstreifigen Revolutionsbanner überging. Wir sahen Motorbarakassen an einzelne Kriegsschiffe heranzufahren. Einige Offiziere stiegen an Deck der Kreuzer, und kurz darauf fand der Flaggenwechsel — ohne daß es zum Kampf kam — statt. Die gesamte Flotte Chinas war damals, ebenso wie noch gegenwärtig, ein Element, das die Regierenden nicht in ihre Berechnung einzustellen vermochten. Heute dient sie dem und morgen jenem. Das Zünglein der Wage hält der in der Hand, der am meisten zahlt. Ich sagte schon einmal, die Begriffe von Ehre und Vaterlandsliebe sind in Deutschland und dem fernen Orient außerordentlich verschieden.

Im Dezember 1911 war ich wiederum in Peking. Der Regent und die Leute um ihn waren wie hilflose Kinder, als ob sie nie etwas von Volksrecht und Volkswillen gehört hätten. Alle diese Leute lebten mit ihren Anschauungen noch um zweihundert Jahre zurück. Das Prinzip des Herrschers war: „L' état c'est moi“, und als es nun anders kam, da verstanden sie nicht einmal wie ihre großen Ahnen, mit Anstand in den Tod zu gehen. Das Bild, das der herrschende Mandschuadel bot, war das denkbar kläglichste und erbärmlichste der Welt. Man schrie nach dem Manne, den man drei knappe Jahre vorher wie einen schmutzigen Kuli aus dem Hause gejagt hatte. Der sollte nun das Vaterland retten. — Quanshilai. — Und der große Mann kam aus seiner Verbannung. Er sicherte sich Vollmachten. Im besonderen verhandelte er erst mit den Fremden, um das sicher zu stellen, was bekanntlich erstens, zweitens und drittens zum Kriegsführen gehört, nämlich — Geld. Die Fremden hatten Vertrauen zu diesem Manne und sagten ihm nur seiner Persönlichkeit wegen die Gewährung der Anleihen zu, die er verlangte. Dann schickte Juan das kaiserliche Heer gegen die Rebellen. In diesem Heere saß noch immer ein Funke seines Geistes und Willens. Die kaiserliche Armee schlug die Rebellen leicht, wo sie auch immer zusammentrafen. Juan hatte viel Leid erlebt, er

kannte seine augenblicklichen Herren, die Mandschus. Die Boten gingen hin und her, und wie er mit dem Hofe verhandelte, so verhandelte er auch mit den Rebellen, mit den Fremden in Peking und auch mit den vom englischen Generalkonsul geführten Fremden in Schanghai. Die Fremden waren nämlich auch geteilt. Die Gruppe der Fremden in Peking, besonders die Diplomaten, wollten die Dynastie — nach dem Muster der Vorgänge vor einem halben Jahrhundert während der Taiping-Revolution — stützen. Dem ganz entgegengesetzt arbeitete die Schanghaier Großkaufmannschaft, vertreten durch die Handelskammer und den englischen Generalkonsul Sir Frazer, der sich so merkwürdig in ausgesprochenen Gegensatz zu seinem Gesandten in Peking setzte. Um das Maß voll zu machen, schrieb die einflußreiche Gruppe der amerikanischen Missionare in Schanghai, nach dem probaten Muster von „Moral und Humanität“, nach Abhilfe der unerhörten Mißstände. Wahrscheinlich hat letzteres am meisten gewirkt, denn kurz darauf war die kaiserliche Sache nicht mehr zu halten. Der Vertraute Juanschikais, der zugleich Spezialgesandter in Schanghai war, um mit den Führern der Aufständischen zu verhandeln, der vielgewandte und ausgekochte Fuchs Tangschauyi — selbstverständlich ein amerikanisches Erziehungsprodukt — ging glatt ins republikanische Lager über. Und das war der Beginn vom Ende. Die Anleihen der Pekingener Regierung fielen durch, und ohne Geld kann man keinen Krieg führen.

Die Ereignisse nahmen einen schnellen Lauf. Juans Heer demoralisierte und verbrüdete sich bald mit den Aufständischen. Der kaiserliche Hof verlor vollkommen den Kopf und konnte sich zu nichts mehr aufraffen. Schließlich beirathete die nominell die Regierung führende Kaiserin-Witwe Lunyü den Juanschikai mit Generalvollmacht in jedem Sinne. Juan hatte längst im Geheimen gehandelt. Nun konnte er offenes Spiel wagen. Juanschikai war mit einem Schlage der Führer des ganzen Nordens geworden. Langsam aber sicher stellte er nun den ganzen Hof kalt. Er beruhigte die Aufständischen und versprach ihnen goldene Berge. Auf gut Chinesisch heißt das: er bezahlte ihre Anführer, gab ihnen hohe Anstellungen, Titel und Orden, und damit waren sie, wenigstens vorerst, still.

Im Februar des Jahres 1912 erließ dann der junge Kaiser jene drei berühmten im alt-konfuzianischen Stil gehaltenen formvollendeten Edikte, in welchen er auf den Thron verzichtete. Juanschikai war damit auch äußerlich allmächtig. Noch drohte jedoch der Süden, denn die Sunyatsen, Huangsching und Genossen waren mit den unglaublich hohen ihnen zuteil gewordenen Abfindungssummen noch nicht zufrieden. Sie wählten zwar Juanschikai zum Präsidenten, forderten aber zugleich, daß er nach der alten südlichen Hauptstadt der letzten nationalchinesischen Dynastie, dem am Yangtsestrom gelegenen Nanjing komme, um dort den Eid als Präsident abzulegen. Die Füchse im Süden wollten Juanschikai damit aus dem Schutze seiner Bajonette und des mauerungürteten Peking herauslocken, um seine Person in die Hand zu bekommen.

Das konnte Juan niemals tun, denn dann wäre er verloren gewesen. So griff er zu einem verzweifelten Mittel.

Man führt das, was nun geschah, oft auf ihn zurück. Erwiesen ist sein Anstoß zu den schweren Unruhen, die Ende Februar ganz Nordchina umtobten, jedenfalls nicht. Die politische Konstellation aber muß uns jetzt, vier Jahre nach den Vorfällen, geradezu zwingen daran zu glauben, daß Juans Partei den Aufruhr anzettelte, um die Person des Präsidenten in der Hauptstadt festzuhalten.

Am 29. Februar 1912 brach in Peking — selbst allen Beobachtern der Lage unerwartet — eine große Soldatenrevolte aus. Die dritte Division der Kerntrouppen Juans meuterte, erzwang den Eintritt in die Mandschustadt Pekings und plünderte, sengte, zerschlug und verbrannte einen großen Teil der Stadt. Ich habe in dieser Schaltjahrsnacht ein sehr merkwürdiges Erlebnis gehabt, das sich wohl lohnt, erzählt zu werden.

Es war gegen elf Uhr Nachts. Der ganze östliche Teil der Mandschurenstadt brannte lichterloh. Die Schüsse krachten von allen Seiten. Die Gesandtschaftsschutzwachen hatten das gesamte Gesandtschaftsviertel abgesperrt. Das Durcheinander und Elend unter den Chinesen war entsetzlich. Ich hatte mir alles angesehen und war nach der deutschen Gesandtschaft gegangen, um dem Gesandten, Herrn von Harthausen, meine Eindrücke zu erzählen. Dort traf ich den Referendar Wagner, einen Herrn der Gesandtschaft. Dieser bat im Namen des Ministers Sunpautschü um einige Soldaten als Schutz, um die an den Sohn des Prinzen Tsching verheiratete Tochter des Ministers zu retten. Der im Innern der Stadt liegende riesige Palast des Prinzen war bereits in großer Gefahr, erstickt und geplündert zu werden. Soldaten konnte Herr von Harthausen nicht geben. Die siebzig Mann unserer Schutzwache genügten kaum, um die außerhalb des Gesandtschaftsviertels lebenden deutschen Frauen zu retten. So erbot ich mich freiwillig, dem mir wohlbekannten und befreundeten Sunpautschü zu helfen. Ich ging nach dem benachbarten Fremdenhotel. Dort traf ich ihn. Nach kurzer Unterredung beschloß ich, mit einem Wagen nach dem Palast zu fahren und dort mein Heil zu versuchen. Nach langem Hin und Her erhielten wir einen Wagen vom Hotel. Kein chinesischer Pferdeknecht wäre um Millionen zu bewegen gewesen, den Wagen durch die brennende Stadt zu fahren. So setzte ich mich kurz entschlossen auf den Bock und fuhr selbst. Hinten im Wagen saß der Minister Sun, übrigens ein sehr liebenswürdiger und uns Deutschen recht befreundeter Mann. Für einen anderen hätte ich mein Leben nicht so ohne weiteres in die Schanze geschlagen. Die Fahrt ging los. Die sich stets durch ihre Brutalität auszeichnenden amerikanischen Soldaten verweigerten mir — ohne jeden Grund — die Durchfahrt an der amerikanischen Gesandtschaft, schrien mich rücksichtslos an und rissen mich beinahe vom Bock herunter. Gegen wehrlose Leute sind diese amerikanischen, in Nordchina übel beleumdeten Helden immer tapfer gewesen. So mußte ich umkehren und durch das ganze

Gesandtschaftsviertel und die brennende Dsistadt fahren, um den Palast zu erreichen. Wie gerufen kam mir ein Deutscher in den Weg, ein Herr Kraike vom Postministerium. Diesen setzte ich hinten in den Wagen als Schutz des Ministers gegen allzuredliche chinesische Soldaten. Dann ging es hinein in das Feuermeer. Das war nicht so einfach, denn das Pferd streifte fortgesetzt, und alle paar Schritte starrte uns ein blankes Bajonett entgegen. Wie stets im Leben half aber auch hier gut zureden. Manchmal gab es auch auf gut Chinesisch scharfe Worte und für das Pferd die Peitsche. Nicht umsonst habe ich so manchen störrischen Gaul über grobe Hindernisse geritten. Feuer, Schießen, Plünderer, Rauch, — nichts konnte uns aufhalten. Um Mitternacht waren wir an den Wachen des Palastes. So konnte ich — allerdings zu einer etwas merkwürdigen Stunde und Gelegenheit — die Bekanntschaft des mächtigsten Mannes des Reiches, des Prinzen Tsching, machen. Ich brachte dann die Familie in Sicherheit in das Gesandtschaftsviertel und besitze als Dankesgabe des Prinzen und zur Erinnerung unter anderem eine wunderbare fünffarbige chinesische Vase, die mir stets ein besonders wertvolles Andenken bleiben wird.

Juan war an jenem Abend — im Auswärtigen Amt mit seinen Freunden Sunpautsch, den ich Stunden später in unserer Gesandtschaft traf, und Liangschini beim Abendbrot sitzend — von der Meuterei überrascht worden. Der Strom der plünderungsklüfternen Soldateska brauste an den Mauern des Auswärtigen Amtes vorüber. Die Wachen hatten die Mauern besetzt, die Maschinengewehre waren in Stellung. Jedoch kein Schuß fiel dort, trotzdem es ein Leichtes gewesen wäre, das in engen Straßen eingeschachtelt liegende Auswärtige Amt zu überrennen, auszuplündern und seine Bewohner zu töten. Augenscheinlich wollte man Juan nichts tun.

Der Aufruhr nahm weit größere Dimensionen an, als seine Anstifter ursprünglich wohl erwartet hatten. Die großen Städte Tientsin, Pautingfu und viele andere kleinere wurden geplündert und zum Teil niedergebrannt. Die Tatsachen verhinderten den Präsidenten abzureisen. Niemals war seine Anwesenheit im Norden des Reiches dringender notwendig geworden als in diesen Tagen. Der Henker bekam nun Arbeit. Der alte Haudegen General Kiangwei wurde Kommandant von Peking. Er fuhr in seiner Glaskutsche herum, ließ am Morgen des 1. März an jedem der vielen Tore Peking's kurz halten, und wenige Minuten darauf riefen schon die Henkersknechte: „Scha! Scha!“ (Töte! Töte!) Die Köpfe von Plünderern rollten im Staube. An allen großen Straßenkreuzungen hingen die graufigen Wahrzeichen prompter Chinesischer Justiz mit den Zöpfen an den Telegraphenstangen. Äußere und innere Mittel der Politik und Landeshoheit im fernen Orient sind anders wie bei uns daheim. Juanschikai und die um ihn hatten ein geschicktes Spiel gespielt. Und doch weiß heute noch niemand in Ostasten: Hat Juanschikai nun diese große Revolte angezettelt oder nicht? Beweise dafür sind nicht vorhanden.

Einige Monate später.

Es war im Frühjahr. Das Land hatte sich beruhigt. Der Präsident leistete den Eid auf die Verfassung. Diese Verfassung war rein theoretisch übernommen und diente nur dazu, den Fremden Sand in die Augen zu streuen. Die chinesischen Machthaber haben sich in ihren Maßnahmen nie an Parlament, öffentliche Meinung oder Zeitungsrummel gekehrt. Besonders Yuanschikai ist seinen Weg ruhig geradeaus geschritten auf das eine Ziel los, das er heute erreicht hat. Er kannte kein Hindernis.

Die Eidesleistung geschah unter Beisein aller derer, die zu jener Zeit an der Staatsleitung teilnahmen. Auch die Repräsentanten des Volkes, sowohl der Mandschus und der Chinesen, als auch der Mongolen, waren eingeladen. Ich stand bei der Zeremonie dicht neben dem Präsidenten. Dieser sprach nach der Zeremonie einige freundliche Worte mit mir. Er war sehr grau geworden. Das Gesicht war wieder voll und rund, die Augen unverändert. Die Uniform, die man ihm zurechtgemacht hatte, saß ihm schlecht. Die alten Trachten der chinesischen Großen waren viel würdiger und schöner gewesen. Yuanschikai hat keine gute Figur. Er ist sehr breit und unterseht. Dazu paßt das alte weite gestickte Staatsgewand sehr viel besser. Er sah gut aus zu dieser Zeit und hatte etwas Freundliches im Gesicht. Das abgerissene, unvermittelte und laute Lachen klang noch ebenso merkwürdig wie damals, als ich ihn zum ersten Male sah.

Wieder vergingen Monate. Unruhe war ständig im Reiche. Der Mann an der Spitze rang weiter um die Macht. Der Süden empörte sich schließlich erneut gegen den Norden. Der uralte Gegensatz war noch nicht endgültig überbrückt. Es kam zu neuen Revolten, zu blutigen schweren Kämpfen. Yuanschikai hatte jedoch vorgesorgt. Mehr und mehr hatte er es verstanden, mit seinen Getreuen und den ihm durch dick und dünn anhängenden Soldaten die strategischen Punkte des weiten Reiches zu besetzen. Es gelang ihm, den Aufstand in der Mongolei niederzuschlagen. Die Russen, die mit dem mongolischen Großlama zusammen gegen Yuanschikai intrigierten, wußte er sehr geschickt zu befriedigen. Immer und immer mußte er lavigieren, denn obwohl seine Soldaten auf ihn schworen, so saß doch der Geist der Revolution, ein Geist der Indisziplin in der Soldateska. Raub und Plündern lockte diese Berufssoldaten wie einst die Söldner im letzten Drittel des Dreißigjährigen Krieges. Oft genug kam es zu schweren lokalen Ausbrüchen. Der Kaufmann hatte darunter zu leiden, und der Handel lag in manchen Teilen des Landes gänzlich danieder. Aber Yuans Macht stieg. Sie wuchs leise und unmerkbar, fast unheimlich. Dieser Mann faszinierte allein mit seinem Namen die Gemüter. Man sprach in den Herbergen, auf den Landstraßen und den Hafenstädten nur leise von ihm. Es war fast gefährlich, den Namen zu nennen. Wer wußte denn, ob nicht der Horchher und Spion in der Nähe war, der es dem Gewaltigen da hinten im Kaiserpalast in Peking hinterbrachte! Den berufsmäßigen Volksverderbern begann der Boden unter den Füßen zu brennen. Ihre Hinterleute, die Japaner, dachten

noch einmal im Sommer 1913 einen großen Schlag zu führen. Die zweite Revolution brach aus.

Ich war im Jahre 1913 gerade aus der Mongolei gekommen, wo wieder einmal Aufstand drohte. Man begann sich am mittleren Yangtse zu schlagen. Ein weiteres revolutionäres Heer rückte von Nanking unter japanischen Beratern längs der Tientsinpuksaubahn vor, um durch die Provinzen Kiangsu und Schantung ins Herz des Reiches, die Provinz Tschili, einzubrechen.

Quanschikai schickte seinen treuesten Diener, den Feldmarschall Fengkuotschang, mit erprobten Truppen entgegen. Mit dem Feldmarschall zusammen operierte der alte Tschangün, eine der merkwürdigsten Erscheinungen des neuen China. Der soeben ermordete Tschang war ein Herr aus eigenen Gnaden mit eigenem Heer, der in Westschantung saß und dem niemand — nicht einmal Quanschikai — zuleibe konnte. Alle Parteien mußten mit ihm rechnen, das heißt in China: alle Parteien bezahlten ihn. Zu diesem Heere reiste ich und erlebte dort das, was die Chinesen „Schlachten“ nennen. Eine große Komödie, bei welcher die Feldherren Sieg und Niederlage wahrscheinlich längst vorher ausgemacht haben. Zuweilen — so sagt man — soll es bei solchen Ereignissen auch Tote und Verwundete geben. Die Rebellen gingen zurück. Ich selbst wechselte die Heere — es ist wahrhaftig so —, da es mir bei den Nordtruppen zu langweilig wurde und ging zum Rebellenheer über. Den Rückzug des letzteren machte ich mit und gelangte mit den Truppen nach Nanking hinein. Von da aus ging ich nach Schanghai. Dort erlebte ich wie auf einem Theater die Kämpfe um die Wusung-Forts und die große „Schlacht“ in der Nähe von Schanghai bei Kiangwan. Davon ein andermal. Im Anschluß nahm mich unser tapferer Admiral Graf Spee auf seinem ruhmbedeckten Flaggsschiff Scharnhorst mit nach Tsingtau, von wo aus ich nach Peking zurückkehrte.

Es war Herbst geworden. Wiederum hatte ich die Ehre, den Präsidenten zu sehen. Sunpautschü war mittlerweile Ministerpräsident und Minister des Äußeren geworden. Er blieb mir immer derselbe liebenswürdige Freund und Gönner. Ich fragte bei ihm an, ob ich dem Präsidenten vorgestellt werden könne, da ich beabsichtigte, nach der Heimat zurückzukehren. Meine Bitte wurde mir sofort gewährt, und so sah ich den großen Mann vor etwas mehr als zwei Jahren in seinem Palast, den ich ja aus der Zeit der Boxerwirren von 1900 her genau kannte. Quan empfing mich ganz allein, nur Sunpautschü war zugegen. Quanschikai trug ein einfaches rohseidenes chinesisches Kleid. Er sah gut gepflegt aus. Das Haar war ganz grau geworden. Der sonst so buschige Schnurrbart war etwas dünner. Das Gesicht zeigte nicht mehr dieselben gebieterischen trotzigen Züge. Ich hatte den Eindruck, daß es weicher geworden war. Es hatte etwas Gewinnendes in seinem Ausdruck. Wieder waren es die Augen, die sofort fesselten. Wer dieses Gesicht gesehen hat, der wird es nicht vergessen. Wir unterhielten uns in vollkommen freier Weise. Die große Politik wurde nicht berührt, absichtlich nicht, denn es war ja eine Privat-

audienz. Ich wollte die hohe Auszeichnung, die darin lag, daß er mich allein und sofort auf meine Bitte hin empfangen hatte, nicht mißbrauchen. Der Präsident schenkte mir, als ich mich verabschiedete, sein großes Bild in der neuen Paradeuniform.

Zwei Jahre sind seitdem verfloßen. Mehr und mehr hat es Yuanschikai verstanden, die Macht in seiner Hand zu zentralisieren. Der Weltkrieg ist für China nicht eine derartige Quelle des Übels geworden, wie er es für das alte Europa ist. Die stets eiferfüchtigen Großmächte haben einen anderen Ablenkungspunkt für ihre Machtgelüste bekommen. China hatte Zeit zur Ruhe, Zeit sich zu sammeln. Yuanschikai hat diese Zeit genutzt. Nur seine alten Feinde und Neider, die Japaner, bemühen sich nach Kräften, seine Kreise zu stören. Den Japanern ist nur daran gelegen, China zu schwächen, China nicht groß und einig werden zu lassen. Es ist ein ewiges diplomatisches Ringen. Die Intrige, Haß, Neid, sind wohl nirgends so tätig, wie dort draußen, in der Maske des glatten lächelnden Gesichtes, mit dem der Orientale auch noch in den Tod geht. Das Land — durch eine grenzenlose Mißwirtschaft erschöpft und zerrüttet durch die Revolutionen — sehnt sich nach Ruhe. China besinnt sich auf die Grundlagen seiner Kraft, die im patriarchalischen System liegen. Es ist eine Naturnotwendigkeit, wie in keinem anderen Lande auf Erden, daß dieses große Volk etwas besitzt, woran es glauben kann, einen Mann, welcher dem ganzen Volke ein Vater ist. Das Volk hängt an dem Kult seiner Ahnen. Es glaubt an die Macht des Himmels und der Erde. Das Volk sucht einen Mittler zwischen sich, dem niederen Erdgeborenen und dem Überfinnlichen — von dem es nichts weiß — dem Himmel. Wer könnte dies besser sein, als der Stärkste, der zudem noch ein wahrer Sohn der chinesischen Erde ist, den das Land selbst hervorgebracht hat, der nicht von fremdem Stamme ist — Yuanschikai! Die Herrschaft der landfremd gebliebenen Mandschus hatte das Land satt.

Yuanschikai wird der neue Hoangti, der Gelbe, sein. Er ist es in diesen Tagen geworden. Wir Kinder des Abendlandes nennen ihn einen neuen Kaiser. Dieser Begriff ist den Ostasiaten weniger geläufig. Für sie ist er eben der Tientse — der neue Sohn des Himmels.

